



Die Entdeckung des Meeres.

Von Ludwig Bauer.

Eine Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften. Alle Gelehrte hören, die Hand an die Ohren haltend, dem Vortrage des berühmten Chemikers Claude zu. Sonst ist hier nichts Überraschendes, aber in diesem Augenblick gibt es im Saale atemlose Spannung, ein bewegtes, erregtes Schwirren; es weht die Luft großer Sensationen, Journalisten drängen sich. Claude liest mit allen Zeichen leidenschaftlicher Ergriffenheit einen Vortrag vor, der das Ergebnis langer Untersuchungen ist, die er gemeinsam mit dem Ingenieur und bekannten Physiker Boucherot vorgenommen hat. Und wenn all dies, was Claude vorliest, was die verblühten Gelehrten hören, nicht Irrtum ist, Verwirrung und Selbsttäuschung, so erlebt hier die Menschheit einen entscheidenden Augenblick; eine neue Epoche beginnt, noch schärfer von ihren Vorgängerinnen unterschieden als in den Augenblicken, da Columbus beim vermeintlichen Indien Anker warf, Gutenberg seine ersten Bibeln druckte, Berthold Schwarz seine Pulverförner mangelte, die erste Eisenbahn schwerfällig ratterte. Denn das, was die Herren Claude und Boucherot gefunden haben wollen, was sie als möglich, greifbar, morgen wirklich ankündigen, heißt nichts weniger, als daß eine ewige Energiequelle gefunden ist. Kohle ist vorgestern, Wasserkraft gestern, Petroleum heute, dies aber ist morgen und übermorgen, sagen sie. Sie haben die schaffende Kraft im Meere entdeckt und sie kommen mit Berechnungen und Behauptungen, verblüffend, dem Laien märchenhaft scheinend, doch gedeckt durch ihre Namen und ihre Arbeit, durch den ganzen Ernst dieses Saales und die dumpfe Erwartung, die ihnen entgegen schlägt.

Das ist es, was sie bieten: die Ausnützung des Temperaturunterschiedes, der in den Tropenmeeren zwischen dem heißen Wasser der Oberfläche und dem eissigen der großen Tiefen besteht, wo die Strömungen von den Polen fließen. Und sie führen aus, wie durch ein System geringen Druckes, durch Ausnützung physikalischer Gesetze eine beständige und ungeheure Kraftquelle geschaffen werden könnte. Die andauernde Differenz der Temperatur zwischen Tiefe (von 1000 Meter an) und Oberfläche beträgt 22 bis 25 Grad. Durch thermodynamische Aktionen wäre es möglich, hier eine Leistung zu schaf-

fen, die mehr als hundertfach alle andern Kraftquellen übertrifft. Schon dies wäre ungeheurer, doch in ihrer Entdeckung steckt noch eine andere, wahrhaft beklemmende Möglichkeit. Das kalte Meeresschwefelwasser verliert ausgenüht nur wenig von seiner Kälte; es könnte zu unangesehener Abkühlung in wahrhaft phantastischen Mengen den heißen Ländern geliefert werden. Genau so wie heute Gas, elektrische Kraft, Trinkwasser in die Häuser geführt wird. Doch nicht bloß in Häuser und Fabriken. Es wäre reichlich genug vorhanden, um auch für ganze Völkern abzugeben zu werden, sie abzutühlen die Temperatur dauernd herunterzudrücken. Ein Kubikmeter Meeresschwefelwasser entspricht an Kälteeinheiten nach dem Vortrage von Claude-Boucherot 100 Kilogramm Eis. Er schlägt eine Verwertung vor, die 100.000 Kubikmeter kaltes Wasser in der Stunde heranzubringen würde. Das würde bedeuten, daß 30 oder 40 mit Eis vollbeladene Güterzüge in jeder Stunde in eine solche Tropenstadt geliefert würden.

Der Atem stockt, wenn man solche Prophezeiungen vernimmt. Die Entdeckung des Meeres als motorische Kraft würde zugleich das Ende der Tropen bedeuten. Afrika würde aufhören, der heiße Erdteil zu sein. Unendliche Gebiete dort sind dünn bevölkert, müssen es sein; die Hitze gestattet weder eine andauernde Arbeit noch kann der ausgedörrte Boden Frucht geben. Es fehlt an Existenzbedingungen für Wälder, die nutzbaren Tiere können sich nicht entwickeln. Aber die Herren Claude und Boucherot haben ihre thermodynamischen Berechnungen gemacht, und so nebenbei verändert sie damit, wenn man ihnen glauben darf, das Angesicht der Erde. Mit einem Schläge werden viele Millionen Quadratkilometer Boden zu Fruchtboden, in das ein Strom von Einwanderern sich ergießen kann. Alle Lebensbedingungen verändern sich. Tropenkrankheiten werden ein unbekanntes Vergiftungsmittel. Die Festschnee schmilzt aus, Fauna und Flora der Tropen verschwinden. Dem Tiger fröstelt, die Papageienschwärme jähren zornig in Landschaften, die sie nicht mehr wiedererkennen, die Affen, unsere armen Verwandten, verlieren ihr letztes Heim. Tier- und Pflanzentragödien vollziehen sich, während zugleich alle Bedingungen des Erwerb- und Lebens, der Bevölkerung und industriellen Erzeugung zauderhaft umgestoßen sind. Gas es

nicht einmal einen Petroleumkönig? Er ist abgesetzt, und vielleicht findet Rockefeller bei einer seiner Stiftungen Unterstützung. Wird man frühere Kohlenbergwerke nicht besichtigen wie heute alte Raubritterschlösser, Pyramiden oder Katakomben?

Von all dem steht natürlich nichts in den Ausführungen und Berechnungen der beiden französischen Gelehrten, sie haben ihre Rechnungen, Tabellen, Beweise, und es kann dem Unkundigen natürlich nicht einfallen, irgendein Urteil über ihre Erfindung abzugeben, so wenig wie er wagen wird, sie Utopien zu nennen. Was sie vorschlagen, mag möglich oder unmöglich sein, es ist jedenfalls um nichts wunderbarer als die um den Erdball freisende Menschenstimme, als die gebändigten Wasserfälle, die Kraft, die in einem Radiumatom steckt, als hundert Dinge und Erfindungen, die wir als Selbstverständlichkeit bedenkenlos in jedem Augenblick hinnehmen. Mag sein, daß dies ein Irrtum ist oder eine Umwälzung, deren Umfang wir heute auch noch nicht im Entferntesten erfassen können; darüber wird erst die Zukunft entscheiden. Doch wir haben gelernt, dem Worte „unmöglich“ zu misstrauen, wir, die wir die Entfernung besiegt, den Raum verkleinert, Arten verändert, dem Tode Bild und Stimme der Sterblichen entrisen haben, und darauf aus sind, ihm eine erneuerte Jugend abzulisten. Warum sollte dies, was die Herren Claude und Boucherot verkündigen, unmöglich sein? Gewiß ist aber, und dies verkündigen sie selbst, daß die Errichtung einer solchen Anlage, welche die motorische Kraft des Meeres ausnützen soll, daß die Umwandlung von etwa 100.000 Kubikmeter Meerwasser durch seine Wärmefähigkeit etwa 10 Millionen Dollar beanspruchen würde. „Nur“ 10 Millionen Dollar, sagt ein sachkundiger Bericht darüber, sagt es ganz ohne Ironie, denn es wäre ja damit eine gleichmäßige, nie versagende Kraftquelle geliefert, deren Nebenprodukte die Kälte, ausreichen würde, um ungeheure Gebiete bewohnbar zu machen, die menschliche Arbeitskraft dort ins Europäische zu stoßern, also zu vervielfachen, und wer einen Nechastift zu Hand nimmt, der wird sogleich die Bilanz ziehen können, daß allein jenes Nebenprodukt ausreichen würde um eine vorrätliche, unermessliche Verzinsung jener armseligen ersten 10 Millionen Dollar

zu liefern. Angeichts dieser begeisterten Kommentare wundert man sich eigentlich, daß die Sitzung der französischen Akademie der Wissenschaften nicht sogleich sich in eine Art Gröndertshindisat unwandelte, bei der die Aktien der auszubehenden Gesellschaft mit einem mächtigen Agio noch mehr in die Höhe getrieben würden, als auch das eifrigste Wasser vom tiefsten Meeresgrunde hinaufgewirbelt werden könnte.

Hier sind wir tief in der Romantik der Wissenschaft, die Jules Verne ergötzte und Wells heute so sinnerreiche Eingebungen verschafft, und, sowie man die Entdeckung der beiden französischen Gelehrten einmal zugegeben hat oder sie zugeben muß, so folgt daraus eine solche Fülle von Veränderungen, daß alle Wissenschaften und Politik wie Geographie, Naturlehre und Medizin versagen müssen. Länder werden entstehen, Völker neu

in die Geschichte eintreten, Wüsten verschwinden, Palmen verdorren, unbekannte Tiefseefische ausgerottet, alte Reichtümer zu nichts werden, neue aus Erde und Wasser wachsen, die Macht der Völker, die Beziehungen der Staaten, dies alles hängt jetzt eigentlich davon ab, ob die Thermodynamik und ihre Gesetze richtig von den beiden Franzosen gedeutet wurden, ob es da nicht irgendwo einen Rechenfehler gibt. Und fast komisch wirkt es, wenn man an all den kleinen Ruhm denkt, der gleichzeitig um uns allerorten lärmt, sich mit Winzigkeiten abgibt, bewundert wird, während eine so gewaltige Möglichkeit und sei es auch bloß als fernster Schatten, sich vor uns aufredt. Denn so nebenbei könnte man dann wohl auch die Temperatur und das Klima eines jeden Ortes nach einem vorgegebenen Plane bestimmen, und vielleicht wird man dann Tropenreservoirs schaffen, um die

Besonderheit des heutigen Äquatorialgürtels, seine Tiere und Urwälder in einer Art Uföürzung für Schaulustige aufzubewahren, wie es heute da und dort in Naturparks für seltene Tiere geschehen mag. Und in ein paar Jahrzehnten würde niemand mehr begreifen, daß es einen Unterschied zwischen Mexiko und Sizilien, zwischen Brasilien und Venedig gab. Kraft ist überall, wird vom endlich entdeckten Meere ins Haus geliefert, ist Luft und Trinkwasser, Heizung und Kälte zugleich, ist Brot und Fleisch und, natürlich auch, Zivilisation. Und niemand würde dann an die Herren Claude und Voucherot denken, mag ihr Name auch überall in Steine eingemeißelt sein.

Aber, wenn dies Beruhigung bedeutet: sie können sich natürlich geirrt haben, und gewiß sind alle ihre Kollegen von ihrem Irrtum überzeugt.

Werbung.

Komm! Das sei ein Zauberwort an die vielen, die noch zagen. Die nach der Erleichterung fragen und im Zwang sind fort und fort.

Komm! Das sei ein Brudergruß durch Fabriken, Haus und Hütten. Jeder, der mit dir gelitten, er begreift wie du das Muß.

Wenn dein Beispiel ihn bezwingt, wenn dein Wort zu ihm die Brücke, dann verschleucht es Trug und Tücke, und es macht euch gleich beschwingt.

Komm! Verstärke unser Heer! Werden wir aus Leidgenossen notgefugte Streitgenossen! Und so kommen immer mehr.

Komm! Das ist das Zauberwort. Auf die Freiheit warten viele. Kommt ihr, kommen wir zum Ziele, sind wir um so schneller dort. S. 3.

Die Tochter.

Erzählung von J. Sabel.*)

Der Kommandeur der 6. Division meldete, daß Nowograd-Wolynsk im Morgengrauen des heutigen Tages eingenommen wurde. Der Stab verließ Krapivno, und unser Train zog als Nachhut lärmend die Chaussee entlang, die von Brest nach Warschau führt und die einst Nikolai I. auf Bauernknochen erbaut hatte.

Kingsum blühen Felder purpurroten Mohns, der Mittagswind spielt im gelblichen Roggen, der jungfräuliche Buchweizen erhebt sich am Horizont wie die Mauer eines fernen Klosters. Das stille Wolynien gleitet an uns vorüber, perlmuttergrauer Nebel weicht vor uns in die Birkenwälder zurück, kriecht dann wieder die blumenbesäten Hänge hinan und verflucht sich mit seinen geschwächten Armen im Geäst des Hopfens. Die orangefarbene Sonne rollt wie ein abgehörter Kopf den Horizont entlang, ein zartes Licht flimmert aus den Wolkenspalten, die Standarten des Sonnenunterganges wehen über unseren Köpfen, der Geruch des gestern vergossenen Blutes und getöteter Pferde tropft in die abendliche

*) Mit besonderer Erlaubnis des Mask-Verlags, Berlin, wurde diese Novelle eines der begabtesten russischen Schriftsteller dem Buche Budjonny's Reiterarmee entnommen, das in realistischster Form und mit meisterhafter Gestaltungskraft zahlreiche Episoden aus den russischen Bürgerkriegen bringt.

Kühle. Die dunkel gewordene Strömung rauscht und knüpft die schäumenden Knoten seiner Wasserwirbel. Da die Brücken zerstört sind, sehen wir an einer Furt über den Fluß. Auf den Wellen liegt der majestätische Mond. Die Pferde versinken bis zum Rücken im Wasser, und plötzlich wendet sich die Strömung zwischen Hunderten von Pferdebeinen hindurch. Einer, der zu ertrinken droht, flucht dröhnend auf die Mutter Gottes. Der Fluß ist mit den schwarzen Flecken der Wagen besät, er ist voll Lärm, Pfeifen und Liedern, die über den klammernden Schlangen des Mondlichtes und den blinkenden Wellenmulden ertönen.

Spät nachts kommen wir in Nowograd an. In dem mir angewiesenen Quartier finde ich eine schwangere Frau vor und zwei rothaarige Juden mit schmalen Wangen, ein dritter schläft schon; bis über den Kopf zugedeckt, liegt er an die Wand gedrückt. Die Särrante sind aufgerissen, auf dem Fußboden liegen Fellen von Frauenpelzen, Menschenkot und Splinter des heiligen Gefäßes, das von den Juden nur einmal im Jahre, zu Ostern, gebraucht wird.

„Schaffen Sie das weg,“ sage ich zu der Frau, „in welsch' einem Schmutz lebt ihr nur.“

Die zwei Juden erheben sich von ihren Plätzen. Sie hüpfen auf Hilzhoften und sammeln die Scherben vom Fußboden auf, sie hüpfen lautlos, affenartig, wie Japaner im Zirkus, ihre Hälse schwellen an und drehen sich hin und her. Sie breiten für mich ein zerrissenes Federbett aus und ich leg mich zur Wand, neben den dritten, den schlafenden Juden. Sofort schlägt furchtsame Armut über meinem Lager zusammen.

Alles ist in Stille erstorben, und nur der Mond, der mit blauen Händen seinen runden, glänzenden, sorglosen Kopf umklammert, irt vor dem Fenster umher.

Ich strecke meine geschwollenen Füße aus, liege auf dem zerrissenen Federbett und sinke in Schlaf. Ich träume vom Kommandeur der 6. Division. Er jagt auf seinem schweren Hengst hinter dem Brigadekommandeur her und schießt ihm zwei Kugeln in die Augen. Die Kugeln durchbohren den Kopf des Brigadekommandeurs, und seine beiden Augen fallen zu Boden.

„Warum hast du den Rückzug der Brigade befohlen?“ schreit der Kommandeur der 6. Division dem verwundeten Sawizki zu. Und da wache ich auf, weil die schwangere Frau mit ihren Fingern über mein Gesicht tastet.

„Banje,“ sagt sie zu mir. „Sie schreien im Schlaf und werfen sich hin und her. Ich will Ihnen in der anderen Ecke ein Bett machen, denn Sie stoßen meinen Vater.“

Sie hebt ihre mageren Beine und den runden Bauch vom Boden und nimmt dem schlafenden

den Menschen die Decke weg. Ein toter Greis liegt neben mir, das Gesicht nach unten, seine Kehle ist herangerissen, das Gesicht entzwei- gehaft und blaues Blut liegt in seinem Bart wie ein Stück Blei.

„Banje,“ sagt die Jüdin und schüttelt dabei das Federbett auf. „Die Polen haben ihn gemartert, und er hat sie angefleht: töte mich auf dem Hinterhof, damit meine Tochter nicht sieht, wie ich sterbe. Aber sie haben es gemacht, wie es ihnen bequemer war, er endete in diesem Zimmer und dachte an mich. . . Und jetzt möchte ich wissen,“ sagte die Frau plötzlich furchtbar laut, „ich will wissen, wo Sie auf Erden noch einen solchen Vater wie meinen Vater, finden.“

Gebelmühlen und Treibriemen.

Der Dalai-Lama hat in Thassa eine Wasserkraftanlage errichten lassen, mit der sein Palast elektrisch erleuchtet wird. Das Material wurde auf zehntausenden von Maultieren über den Himalaya transportiert.

Gegen die große Industrie ist kein Kraut gewachsen.

Chinesische Mauern, endlos und speerbewehrt, sind ihr ein leiser Spott, keine Ozeane dehnen sich ihr weit genug, kein himmelragendes Gebirge türmt sich ihr zu hoch.

Sie birgt sich in bauchigen, meerdurchspülenden Ungehauern und verwandelt sich dann mit eins in ein schmiegames, gliederloodes Zehntausendfüßlertier, das sich in den Schluchten und Bässen des Himalaya vorantwinkt.

Gilt es doch, das letzte, sprödeste unter den Ländern des Erdballs zu erobern: Tibet, das geheimnisvolle, verschlossene „Land des Schnees“, das Land der lebenden Buddhas und des immerwährenden Gebets.

Zeit im siebenten nachchristlichen Jahrhundert König Sron-gan-gaur-po, bewogen durch seine buddhistischen Frauen, eine indische und eine chinesische Prinzessin, Mönche aus dem Gangesstal in das Hochland rief, um das „Rad der Lehre“ zu drehen, seit der Glaubensbrot Padmasambhava die Dämonen der uralten schamanistischen Bon-Religion bannte, und zu „Hütern der Lehre“ machte, wurde das rauhe Sirtenvolk unter die Fepfer der Priester gebeugt. Die Hierarchie erblickt seit dem großen Reformator Tsong-kapa ihr Oberhaupt in dem Dalai-Lama von Thassa, der als Fleischwerdung des Bodhisattva, des von Buddha-Vater ausgesandten Weisheitswesens, göttliche Verehrung genießt.

Nie verlegt ist seither der Pilgerstrom nach der Burg-Botala, die sich, einer mongolischen Akropolis vergleichbar, auf dem roten Felsen von Thassa emporsteigt: tief ist der alles beherrschende Gebetskult in die nie veränderten Handhabungen des Lebensunterhaltes eingedrungen.

Der vierzehnte in der Reihe der gelben Päpste, der ein smarterer junger Mann sein und sogar europäische Metropolen gesehen haben soll, hat nun englische Ingenieure ins Land berufen, um das „Rad der Kraft“ zu drehen. Sicherlich hat der Dalai-Lama nichts anderes im Sinn, als mit hochherzigen Metallfadenbirnen den Glanz seiner Tempel zu erhöhen. Doch wird dies angehen, ohne eine Gemütsrevolution herbeizuführen? Und wird es dabei bleiben, wird der gewerbliche Fortschritt nicht vielmehr über tausendjährige Ueberlieferung siegen?

Zuerst wird es wie ein Hauch des Fremdartigen sein, dann aber werden die Zungen der jungen Industrie sich spannen, und am Ende wird die kapitalistische Windsbraut über dem innersten Asien daherkrausen.

Doch die herrschende Priesterkaste wird Dämme des Gewissens gegen die soziale Sturmflut zu errichten wissen. Sie wird die tausend und zehntausend Mönche, die in den großen

Klöstern müßig die Gebetszylinder drehen, in einem neuen Gottesdienst unterweisen: Sind es nicht die mächtigen, dienstbaren Dämonen, deren Gewalt die Schwungräder treibt? Ist es nicht soviel zuträglicher, dem Delle der Seele, wenn der rastlos jagende Treibriemen die heilige Inschrift „Om mani padme hum“ (O du Kleinod im Lotus, Amen!) zum Himmel aufschleudert? Also wird es gut sein, ihr niederen Mönche, Lohnarbeiter zu werden und dem Kleinod im Lotus zu Ehren Kleider und Schuhe zu produzieren.

Die mönchischen Proletarier werden Buddha und ihren Herren dienen. Sie werden fronden in einem feudalkapitalistischen Joch, gläubig und voller Hoffnung auf eine bessere Wiedergeburt, bis langsam Asien erwacht.

Dann werden sie die Fesseln ihrer Unterdrücker von sich werfen und für ihre eigene Wohlfahrt arbeiten.

Auf ihre Treibriemen werden sie dann Worte setzen in tibetanischer Zunge: Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!

Ihre Arbeit aber wird Menschendienst sein, Dienst am Menschen in der Gemeinschaft.

Richard Rainer.

In den Opiumhöhlen Berlins.

Berliner Skizze von Spektator.

Das dunkle Berlin. Winklige Gassen. Verfallene Häuser. Der Zufall führte mich in die Lasterhöhlen der Weltstadt. Spät nachts durchstreifte ich abenteuerlustig Straßen und Gassen des alten Berlins, gelangte vor ein niedriges, halbverfallenes Haus in einer schmalen, holperigen Gasse, die sich zwischen einige abgelegene Straßen hineinzieht. Lichtlos liegt die Gasse im nächtlichen Dunkel.

Ringsum Stille. Nur meine festen Schritte sind auf dem harten Pflaster hörbar.

Aus dem kleinen Hause blitzt plötzlich eine schmale Lichtspalte auf, kaum wahrnehmbar, sekundenhaft, und schon liegt die Gasse weiter im Dunkel. Lautlos hatte sich die hölzerne Tür geöffnet und zwei Gestalten durchgelassen. Und deutliche Konturen zeichneten sich im Dunkel ab. Bis ich einen Mann und eine Frau erkannte. Beide stützten sich und gingen mit schweren Schritten vor mir her.

Vertraut denke ich. Gehe an ihnen vorbei. Fallende Worte fange ich auf. Gaften bleibt: Opium!

Aha... hier mußte eine der wenigen Berliner Opiumhöhlen sein, die sich selbst lange Zeit vor den polizeilichen Späherungen retteten. Mein Interesse wendet sich erneut dem geheimnisvollen Hause zu. Ich lehne um, schreite ein paarmal an dem Hänschen vorüber, entschlicke mich endlich, Kopfe hörbar, nach wenigen Minuten noch stärker, aber niemand öffnet mir. Bis ich in Klopfföhe an der Tür einen hellen Punkt feststelle, darauf drücke und durch einen schmalen Spalt in einen mäßig beleuchteten Gang gelange. Eine Gasflamme ohne Zylinder flackert im türrenlosen Gange.

Niemand begegnet mir. Hält mich auf. Verperrt mir den Weg. Der Gang geht auf einen schmuckigen Hof. Nur der Mond leuchtet mir. Es geht über Kisten und Kästen, Geröll und Gestein, Räder und Säde. Auf der anderen Hofseite sehe ich eine kleine eiserne Türe, die verschlossen ist. Durch die nur konnte ich ins Innere des einstöckigen Hinterhauses gelangen. Wieder klopfe ich vergebens. Es öffnet niemand. Schon wende ich mich um, verjuche einen neuen Weg zu finden, als ich in einer schmalen Mauer-

nische einen hellen Gegenstand aufblitzen sah. Gehe hin und finde einen kleinen Schlüssel. Er paßt ins Schloß. Ein dunkler, kalter Gang empfängt mich. Keine Tür, kein Fenster, keine Spalte und keine Öffnung. Nichts. Nur ein ausgangloser Gang!

Finde dann ein Streichholz an. Noch eins! Zwei! Drei! Suche! Finde dann auf dem Boden einen schmalen Rit. Mit der scharfen Messerspitze fahre ich hinein und hebe eine Türe auf. Im Scheine eines flackernden Streichholzes sehe ich eine Stiege, die in einen Keller führt. Gehe hinunter, komme dann an eine offene Tür, die zu einem breiten Gang gehört, den ich durchschreite.

Jetzt erst sehe ich einen schmalen Lichtschein. Kommt aus einer Türklude. Gehe darauf zu. Klopfe, es wird mir geöffnet. Einfaches Zimmer mit rohen Tischen und Bänken. Schnapsbude! Im Keller! Sollte ich mich doch geirrt haben? Genarrt worden sein? Eine müde Stimme fragt nach meinen Wünschen so spät in der Nacht! Jetzt gilt's. Sage ich Opium, bekomme ich keines. Mißschnell fällt mir der Name einer Opiumsorte ein, und ich sage auf Geratewohl mit lächerlicher Nachlässigkeit: „Chinesische Melange!“ Es wirkt! Es war das Sesam öffne dich! Ohne daß ich wußte!

Es geht durch zwei, drei ähnliche Zimmer, Treppen hinauf und hinunter, wieder über einen Hof mit Gerümpel, in ein anderes Haus, weiß der Teufel, wo dies stand, durch verschiedene verfallene Zimmer in ein einfaches Vorzimmer. Hier empfängt mich ein schlüchterniger Chinese. Ich bin in den Opiumsälen!

In den echten Opiumhöhlen!

Ich werde in ein Seitenzimmer geführt. Schwaches Licht! Rauchwolken umspielen die Köpfe der Liegenden. An den Wänden gepolsterte Bänke. Daran liegen die Opiumberauschten. Tiefes Schweigen. Hörbar sind nur die Atemzüge der Gäste. Es sind erst die Anfänger. Junge und alte Menschen, Männer und Frauen! Mit tierischen Zügen saugen sie an ihren Pfeifen. Schiden ihre Seele ins Land der Träume! Noch liegen blühende Menschen auf den Polsterbänken! Wie lange?

Man gibt mir eine gestopfte Pfeife, zündet sie an, und nun überläßt man mich den Gestalten meiner Phantasie. Einige kräftige Jügel tue ich, spüre Bitterkeit auf der Zunge und beginne langsam schon hinüberzuräumen, als ich die Pfeife wieder auf den Tisch lege, aufsteig und in das Nebenzimmer schreite, um einen Blick hineinzuwerfen in die Höhle des wirklichen Lasters.

Grauenhafte Bilder zeigten sich! Verzerrte Gestalten, menschenähnlich! Raue der Auflösung. Gingestreckt auf den Bänken lagen sie regungslos. Kraftlose, zitternde Hände greifen manchenmal nach der Pfeife, zuden wieder zurück, fallen nieder. Augen quellen aus den zusammengesunkenen Gesichtern. Laster steht darauf geschrieben! Vergiftete Menschen, haltlos und schwach, dem Dämon Opium verfallen, bald nur noch eine Leiche, so bietet sich unserem Auge ein Bild menschlichen Verfalls und menschlicher Leidenschaft.

Ich lehre um. Sah genügend.

In diesen Opiumhöhlen arbeiten nur Chinesen. Ihr Privileg! Trotz Verbot's volle Zimmer! Vom Dämon Opium Befessene trotzen Verbot, Tod und Verfall! Sie kennen nur ihre Leidenschaft!

Im Rausch entriekt ihnen die Wirklichkeit. Sie leben in der Welt ihrer Phantasie. Können ohne diese Phantasiewelt nicht mehr leben, hungern nach immer neuen Phantasiegebilden, gaukeln sich eine Welt vor, die im schroffsten Widerspruch zum Leben steht, zerfallen dann am Leben, ruhtieren ihren Körper, zerstören ihn und führen dann nur noch ein Schattendasein außerhalb der Opiumhöhlen!

Verlorene!

Nachtlicher Wind umspielt meine heiße Stirne. Nachdenklich durchschreite ich die nächtlichen Straßen, denke an die Opiumberauschten, an die Schwachen und Verbrecher unter ihnen, an die Schwäche des Menschen, der sich einer solchen Leidenschaft zuwendet, von ihr erfaßt wird und ihr Gefangener bleibt bis zum Tode! Menschenschicksal! Verschuldetes? Oft ja! Aber oft auch nein!

Von Ländern und Leuten.

Australien ist so wenig bevölkert, daß nur 2 Personen auf eine Quadratmeile zu rechnen sind.

*

Die Lappländer haben einen recht langen Winter. Er dauert dort 9 bis 10 Monate, nämlich vom August bis zum Juni.

*

In Japan haben die Kleiderhändler eine eigenartige Verkaufsmethode: sie verkaufen ihre Waren nach dem Gewicht.

*

Der Mann gilt bei den Papuanegern als das „schöne Geschlecht“. Er trägt langwallendes Haar, während die Frau kurzgeschoren geht. (Hoffentlich ahmen unsere Pubistöpfe den Papuanegerinnen die Haartracht nicht nach!)

*

Schwarzen Puder tragen die Schönen der Fidji-Inulaner auf ihrer Gesichtshaut. Die Fidji-Inseln bilden eine Inselgruppe Ozeaniens.

*

Die Japaner sind große Idealisten. Sie legen riesige Kirschaumpflanzungen an, nur, um sich den Genuß der Blütenpracht zu verschaffen.

*

Es gibt Stämme in Indien, bei denen es als gegen die guten Sitten verstößend gilt, wenn die Schwiegermutter mit dem Schwiegersohne spricht.

Allerlei.

Kinderopfer bei Indianern Südamerikas.

Der Londoner Rundfunk verbreitete dieser Tage einen Vortrag, den der bekannte Forscher Mitchell-Hedges und Lady Brown über ihre Studienreise nach Südamerika hielten. Auf dieser Unternehmung legten die Reisenden die ansehnliche Strecke von rund 25.000 Kilometer zurück und kamen mit Indianerstämmen in Berührung, deren Leben und Sitten bisher noch wenig erforscht sind. Besonders auffallend ist der Bericht, den Mitchell-Hedges über seinen Aufenthalt bei den Juchile-Indianern erstattete. „Der Stamm wird von Raubereien beherrscht, denen die Eingeborenen blindlings gehorchen,“ führte der Reisende aus. „Einer der schönsten Gebrauche, die dort noch immer Geltung haben, ist das Kindesopfer. Die Indianer steigen zu diesem Zweck bis zum Krater eines der noch tätigen Vulkane herauf und werfen ihre Kinder in den rauchenden Schlund, um sich die Günst der Götter zu erhalten. Die Behörden haben ihr möglichstes getan, um diese schreckliche Sitte auszurotten; man hat aber allen Grund zu der Annahme, daß dieses Opfer, das früher in aller Öffentlichkeit stattfand, auch heute noch, wenn auch heimlich, vollzogen wird. Die Heiratsgebräuche dieser Indianer unterscheiden sich wesentlich von denen der anderen Stämme, die wir auf unserer Reise besucht haben. Alltäglich steigen die Frauen des Stammes zu dem See herab. Dort schöpfen sie Wasser und füllen es in irdene Töpfe, die sie auf den Köpfen balanzierend herumtragen. Hat sich ein junger Indianer in ein Mädchen seines Stammes verliebt, so wartet er, bis sie zum See geht, schleicht ihr heimlich nach und verbirgt sich hinter einem Felsen, der den Weg umsäumt, um in diesem Versteck ihre Rückkehr abzuwarten. Kommt die Ahnungslose vorbei, so stürzt der junge Mann heraus, ergreift blitzschnell den Topf und schlägt ihn auf dem Kopf in Scherben. Bleibt das Mädchen stehen, so gilt das als Zustimmung, und die Verlobung wird an Ort und Stelle gefeiert. Flieht sie aber, so gilt der Heiratsantrag als abgelehnt, und dem abgewiesenen Freier bleibt nichts weiter übrig, als gleichfalls seiner Wege zu gehen.“

Allerlei Hausrezepte

Schmutzige Korbstühle lassen sich leicht durch gründliches Abbürsten mit einer sehr scharfen Zahnpastenfaser reinigen, und zwar mit einer nicht zu harten Bürste.

Behandlung feuchter Wände. Nach Entfernung der Tapeten bestreicht man die Wände zunächst mit einer heißen Auflösung von etwa 1 Pfund Kernseife in 8 Liter Wasser; zwei Tage läßt man unter Lüften trocknen und wiederholt dann das Verfahren mit einer Auflösung von 100 Gramm Alaun in 8 Liter Wasser. Ehe man tapeziert oder streicht, müssen die Wände gründlich trocknen.

Mittel gegen starke Erkältungen. Ein großer Schüssel Weinsamen wird mit reichlich Wasser dem Saft einer kleinen Zitrone und mehreren Stücken Zitronenschale aufgesetzt. Das Weisse der Zitronenschale schneide man ab, da es den Tee bitter macht. Mit Honig oder Mandiszucker wird das Getränk gesüßt, das eine Stunde lang kochen muß, ehe es durchgeseiht wird.

Zahnschmerzen, die rheumatischen Ursprungs sind, werden mit heißen Hafersudchen behandelt. Man fällt den heißen Hafer in kleine Säcken, die so warm als möglich auf die schmerzende

Stelle gehalten werden; sie sind häufig zu wechseln. Auch ein heißes Fußbad, in das man eine Handvoll Salz gibt, tut gute Dienste.

Fenstereider bleiben weich, wenn sie nach dem Gebrauch, durch Salzwasser gezogen, vor dem völligen Trocknen einigemal leicht aufgerollt werden.

Kerzenreste geben eine gute Fußbodenwache. Sie werden geschmolzen, durchgeseiht und mit ein wenig Terpentin vermischt.

Uns Bürsten jeder Art lange zu erhalten, behandle man sie folgendermaßen: Man lege die Bürste flach auf die Borsten, weil sich sonst der Stiel sehr leicht dozwisehenst, und die Bürste infolgedessen öfter gereinigt werden muß. Da Rasse die Borsten weich macht, reinige man sie möglichst durch Reiben mit trockener Mandelfleie. Löst sich ein Waschen mit Wasser und Seife nicht ansetzen, so nehme man nur kaltes, nie heißes Wasser. Zum Trocknen lege man die Bürste nie auf den Rücken, weil dadurch die Feuchtigkeits in die Bürstwand einzieht.

Weiteres.

Wie wird sich aber da die Cilly freuen! „Geliebte Cilly, was wünschst du dir zu deinem morgigen zwanzigsten Geburtstag?“ fragt zärtlich der begünstigte Freier. „Schau,“ flüstert Cilly schwermütlich, „von dir will ich morgen früh auf meinem Geburtstag nur einen Strauß Rosen finden, genau so viel Rosen, wie ich morgen Jahre zähle!“ Der Freier eilt in das große Blumengeschäft, in dem er seit Jahren seinen Bedarf deckt. Wählt zwanzig prachtvolle La-France-Rosen aus und ordnet an, daß diese morgen früh mit seiner Karte in die Wohnung seiner zukünftigen geliebt werden. Als er fort ist, sagt der Blumenhändler zu seiner Verkäuferin: „Das ist einer unserer besten Kunden, legen Sie noch zehn Stück gratis bei!“

Freundinnen. „Meine Freundin hat sich einen Hut gekauft, der dem meinen auf's Haar gleicht.“ — „Da bist du wohl sehr wütend gewesen?“ — „Garnicht, ich habe meinen Hut ihrem Dienstmädchen geschenkt.“

Das Testament. Wogner fühlt sich sehr krank und schickt zum Notar, um sein Testament zu machen. Im Beisein seiner temperamentvollen Frau diktiert Wogner dem Notar seinen letzten Willen. Aber auch bei dieser feierlichen Gelegenheit schneidet ihm seine Frau das Wort ab und beginnt loszureden. Wütend hebt sich Wogner im Bett hoch: „Wer macht hier Testament, du oder ich? Wenn du es machen willst, dann trage gefälligst auch die Konsequenzen!“

Sein Standpunkt. Der kleine Heinz spielt für sein Leben gern Eisenbahn, wobei er selbst gewöhnlich mit viel Gepfack und Getöse die Lokomotive darstellt. Kürzlich schenkt ihm seine Mutter eine kleine Schwester. Er beschließt das Kleine und meint befriedigt: „Na — nu hab' ich wenigstens 'n Kohlenwagen.“

Definition. „Papa, was ist eigentlich Takt?“ — „Takt, mein Junge, ist es, wenn ein grauhaariger Herr es unterläßt, eine jugendlich aussehende Dame mit rosigem Wangen und Lippen daran zu erinnern, daß sie als Kinder zusammen gespielt haben.“

Der ewige Professor. „Warum stekt sich denn der Professor die Omelette in den Krage?“ — „Der ist so zerstreut und hält sie für eine Serviette. Siehst du, jetzt beginnt er den Teller zu zerschneiden!“

Medizin. „Haben Sie Feinde, Herr Doktor?“ — „Nur im Jenseits, Gnädigste.“

Gedanken-Splinter.

Spitzflugeln.

Alle meint ihr es gut mit des Volkes Rechten und Freiheit; aber ich fand, ihr meint's doch noch am besten mit euch.

Biefes habt ihr studiert, doch eins nur lernt ihr gründlich: sossentatisch das Volk machen zum zahnlosen Anochi.

Vanglant, wie er entstand, so wird auch der Adel verschwinden. Jeglicher Vödsinn braucht Zeit zum Entfesseln und Vergessen.

Lange schon habt ihr das Volk mit euren Geschichten gelangweilt. Wißt, wer Geschichte sich macht, will die Geschichten nicht mehr.

Wachtet! ihr könnt ja schlafen genug im Schoße des Grabes; wachtet! der Freiheit Ruf ist all für die Lebenden nur.

Kopf um Kopf! so wird sich gestalten der Kampf in Europa: Freiheit oder Gewalt, eine verliert den Kopf.

Rätsel-Ged.

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 Verhämter Roman-
dichter, 2 3 5 1 4 9 Stadt in Böhmen, 3 9 8 4
weiblicher Vorname, 4 3 1 4 9 Metall, 5 4 3 9 4
deutscher Fluß, 6 7 8 4 5 Naturerscheinung,
7 1 3 4 9 Erdteil, 8 3 2 1 Baumaterial, 4 5 1 7
Wagnerische Operngestalt, 9 4 7 2 4 5 Stadt in
Italien.

Versträtsel.

Streichst du einem irdischen Topf zwei Feigen, — So wird ein Wurm aus ihr entweichen.

Quadraträtsel.

Die Buchstaben in nebenstehender Figur sind so zu ordnen, daß in jedem der kleinen Quadrate ein vier-silbiges Wort folgender Bedeutung entsteht: 1. Russische Halbinsel, 2. biblische Person, 3. inneres Organ, 4. Stadt in Frankreich. Die Diagonalen von links oben nach rechts unten und von rechts oben nach links unten nennen ferner eine Gewichtsbemessung und eine ägyptische Kaiserstadt.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Silbenrätsel: 1. Fontane, 2. Romanow, 3. Irene, 4. Staffelei, 5. Churchhill, 6. Dürkheim, 7. Altona, 8. Mehen, 9. Arsal, 10. Raphtha, 11. Delphin, 12. Italien — Frisch daran, soweit man kann.

Geographisches Rätsel: 1. Serbien, 2. Odenburg, 3. Liberia, 4. Island, 5. Norwegen, 6. Chotomata, 7. Schwabland, 8. Niederlande = Solingen.